

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Herausgegeben von Josef Haslinger und Franziska Sperr
Zuflucht in Deutschland

Texte verfolgter Autoren

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Inhalt

9 Vorwort

MAYNAT KURBANOVA

16 *Hier in meiner kleinen Geborgenheit*

YAMEN HUSSEIN

28 *Ein paar Socken*

29 *Nostalgie*

31 *Siebzehn Minuten*

32 *Morgen*

34 *Unser Land*

35 *Rastlosigkeit*

36 *Briefe an die Leiche meines Freundes*

38 *Ich*

41 *Kauthar*

ENOH MEYOMESSE

45 *Ich komme zu dir Deutschland*

55 *Anschluss in Kamerun*

BÛI THANH HIẾU

71 *Tagebuch einer Ausreise. Das Verhör*

AMIR VALLE

86 *Die Augen der Angst*

FETHIYE ÇETIN

97 *Exil im eigenen Land*

NAJET ADOUANI

- 110 *Großmutter's Grab*
111 *Der revolutionäre Held*
112 *Verlust*
113 *König der Hölle*
114 *Ich hasse den Himmel*
115 *Zwischen mir und mir*
117 *Aufgeschobener Tod*

ADAM GUZUEV

- 119 *Der Film*

FOUAD YAZJI

- 133 *Religiöse Skepsis und Atheismus in der islamischen Welt.
Eine Skizze*

LIU DEJUN

- 140 *Flucht nach Deutschland*

ERIK ARELLANA BAUTISTA

- 163 *Ich atme*
165 *Weinlied im Exil*
167 *Das Exil*

MAXWELL SIBANDA

- 172 *Exotisches Deutschland. Reise eines afrikanischen
Journalisten durch die Event- und Partyszene*

MANSOUREH SHOJAEI

- 181 *Ekstase*

SERGEJ ZOLOVKIN

- 186 *Das Spätzchen Erinnerung*

- 190 *Achtung, die Türen schließen sich*
194 *Unsere Titanic versinkt im Dunst*

SANATH BALASOORIYA

- 204 *Lost Magical Soul*

ZAZA BURCHULADZE

- 217 *Kunstkopf*

AMER MATAR

- 235 *Ein Haufen Maden*

JOVAN NIKOLIĆ

- 246 *Die Schaukel*

- 249 *Die Kindheit*

- 251 *Die Jugend*

- 253 *Erwachsen*

- 254 *Das Alter*

- 256 *Apathie*

- 258 *Pilger*

ZOBAEN SONDHI

- 262 *Auf der Flucht vor der Machete*

SERGEJ LEBEDEW

- 273 *Großvater war Pilot eines Bombenflugzeugs*

- 275 *Hekatomben*

- 279 *Maimorgen*

- 281 *Abschied*

- 283 *An der Wegbiegung*

- 285 *Die Herausgeber und Übersetzer*

MAYNAT KURBANOVA

Maynat Kurbanova wurde 1974 in Grosny im heutigen Tschetschenien geboren. Sie absolvierte ein Journalistikstudium an der Tschetschenischen Staatlichen Universität und arbeitete ab 1991 für verschiedene russische Massenmedien. Seit Anfang des zweiten Tschetschenienkrieges war sie als Korrespondentin der Moskauer Zeitung *Nowaja Gaseta* und der Radiostation *Swoboda* in Tschetschenien und im gesamten Nordkaukasus tätig. In ihren Reportagen berichtete sie offen über die unrühmlichen Taten des russischen Militärs und die Gewalt in der Tschetschenischen Republik. Sie sammelte dabei viele Dokumente über die tatsächliche Lage in der Region, welche von russischer Seite geschönt und verschleiert wurde. Durch die Zusammenarbeit mit der Informationsagentur *Agence France-Presse* konnten ihre Artikel unter dem Pseudonym »Mainat Abdulajewa« auch in deutschen Zeitungen wie der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* und der *Süddeutschen Zeitung* veröffentlicht werden. 2003 wurde sie für den »Andrej-Sacharow-Preis Journalistik als Tat« nominiert. Nicht alle bewunderten ihren mutigen Journalismus: Nach mehreren Drohungen gegen ihre Person verließ Kurbanova die Region. Eine weise Entscheidung, die 2006 durch die Ermordung ihrer Kollegin Anna Politkowskaja bestätigt wurde, welche ebenfalls über den Tschetschenienkrieg berichtet hatte, ohne sich dabei an die offizielle russische Darstellungsweise zu halten. Kurbanova war von November 2004 bis August 2007 Stipendiatin im Writers-in-Exile-Programm des deutschen PEN. Nach ihrem Ausscheiden aus dem Programm nahm die Stadt Darmstadt sie für weitere drei Jahre als Elsbeth-Wolffheim-Stipendiatin auf. Im Jahr 2009 bekam sie den »RADIO Journal Rundfunkpreis« und 2011 den »Sonderpreis Edition Exil Schreiben zwischen den Kulturen«. Ihre Essays und Erzählungen wurden in Jahrbüchern und Anthologien veröffentlicht. Inzwischen lebt Maynat Kurbanova in Wien. In der österreichischen Hauptstadt studiert sie Islamwissenschaft mit Schwerpunkt Islamische Religionspädagogik.

Hier in meiner kleinen Geborgenheit

Die Luft um mich herum ist mehr als nur verschmutzt. Der aufgewirbelte Staub, der mittlerweile genauso zu Tschetschenien gehört wie die russischen Panzer, die ihn verursachen, scheint sich, kaum, dass man atmet, in den Lungen abzusetzen.

Meine Augen brennen, und ich halte die Hände fest in meinen Koffer und meine in etwa gleich große Tochter verhakt. Sie ist erst drei Jahre alt. Ich versuche nicht in Panik zu verfallen, als man uns wieder einmal drinnen im Flughafen aufhält, bloß um mitzuteilen, dass mein Gepäck das Gewichtsmaß überschreitet und ich draufzahlen muss. Daran sind die Bücher schuld, die ich, wie eine von allen Sinnen Verlassene, in meiner kleinen Wohnung in Grosny herumirrend, zusammengestopft habe.

Meine Tochter mag diese Verzögerung nicht. Sie benimmt sich anständig, das schon, aber die Art, wie sie die Augen und den Mund zusammenzieht, als müsste sie in die Sonne starren, und dass sie nicht weiß, wohin sie ihre Hände wandern lassen soll, verraten mir, dass ihr alles allmählich zu bunt wird. Mir auch.

Ich denke an unseren letzten Flug. Sie hatte sich damals lautstark geweigert, ins Flugzeug zu steigen. »Sie schmeißen Bomben!«, hatte sie immer wieder geschrien. Sie wusste einfach nicht, dass es Flugzeuge auch zum Transport gab, nicht nur zum Bombenwerfen. Das, was sie zu gut wusste, was sie täglich umgeben hatte, war der unbeschreibliche Lärm, den viele Kriegsfilme zu kopieren versuchen, die es aber niemals schaffen werden, die gleichen Gefühle hervorzurufen, die meine Tochter schon mit drei Jahren kannte, als sie lernte, in jedem Flugzeug

ein Monster und in jedem Piloten einen Mörder zu sehen. Wir waren eingepfercht in eine winzige Mulde und drohten wie Ameisen zerdrückt zu werden. Kollateralschaden waren wir, nicht mehr. Lärm, Krach, aufschrecken, in Panik geraten, sich beruhigen, bangen, hoffen, verzweifeln, wieder und wieder der Lärm der Bomben, die zynischen Grimassen der Soldaten.

Noch eine halbe Stunde. Ich flüchte nach draußen in die kühle Novemberluft, die Tochter gedankenlos mitzerrend. Sie ist verwundert, beschäftigt sich aber sofort wieder mit der Welt um sie herum. Ich kann das nicht. Ich darf nicht laut schluchzen und nicht meine Kiefer gegeneinander malmen. Das Kind späht seelenruhig in ein Gebüsch. Ihre hellblonden Stirnfransen sollten wieder nachgeschnitten werden. Sie ist eine Meisterin des Selbstbeschäftigens, an allem findet sie Interesse und Gefallen. An Steinen, Gebüsch, Wasserhähnen und ganz besonders an Fragen, die sie wie auf Kommando abrufen kann. Woher nimmt sie ihr Interesse? Ich will, dass sie die Welt entdeckt und ihre Neugier niemals verliert. Gleichzeitig krampft sich mir das Herz zusammen. Dieser Tag, dieser Flughafen, das Einsteigen ins Flugzeug werden ihr Leben für immer prägen. Was werde ich antworten, wenn sie irgendwann nach dem Warum fragt?

Ich fühle mich nicht leer und mutterseelenallein, nachdem wir in München in dieser fremden Wohnung zurückgelassen worden sind. Neben mir sitzt nämlich ein kleiner Mensch, der sich mit großen Augen umsieht. Die sterilen Gegenstände, die fremden Sachen, die minimalistische Einrichtung lösen ein seltsames Gefühl aus, keine Angst, aber doch etwas Mulmiges, Unfassbares, als hätte ich hier nur für eine Nacht Zuflucht gefunden, weil es zu spät war fürs Weiterreisen oder weil die

nächtliche Ausgangssperre begonnen hat und ich an die erste Haustür geklopft und um Quartier gebeten habe. Mit dem Eintreten der Dunkelheit ist das Reisen verboten, die Soldaten sind berechtigt, auf jeden, der versucht, nach 18 Uhr die Kontrollposten zu passieren, ohne Vorwarnung zu schießen.

Nichts erinnert hier an meine mit allen möglichen Möbeln zusammengestückelte Wohnung, in der ich mich wie in einer Falle hingekauert habe – in den kurzen Nächten, in denen ich dort war, denn tagsüber zu Hause zu sein war nicht ratsam. Es war gefährlich. Und stets laut vom Klopfen der Besucher, die alle wollten, dass ich über ihre verschleppten, getöteten, spurlos verschwundenen Verwandten berichte.

Doch an diesem Abend sitze ich zusammengesunken, erschöpft auf dem Sofa in der Münchner Wohnung. Meine Tochter hockt neben mir. Im gedimmten Licht lässt sie abwechselnd die Beine baumeln, hat ihren Mund weit offen und streift, wenn ihr das Schweigen dann doch zu langweilig wird, Muster in den Teppich. Ich bekomme Gänsehaut und bitte sie, damit aufzuhören. Sie schmolzt nicht einmal, springt ungeschickt auf und stapft zum Fenster, kommt aber nicht rauf. Ich folge ihr stillschweigend mit den Augen. Ich streiche mir mit der Hand über meine von einem dünnen Schweißfilm überzogene Stirn. Ich sollte meine Familie benachrichtigen. Doch das geht nicht. Es gibt keine Möglichkeit, mit ihnen zu telefonieren. Das wievielte Mal brach ich meiner Mutter das Herz? Wie viele ihrer Gedanken kreisten um mich? Wie viele Gebete hat sie meinetwillen über die Lippen gebracht?

Ich bin zwar sehr müde, nun, da der Stress abgefallen ist, und bin auch benommen, doch wenigstens in Sicherheit. Sie dagegen steckt noch immer dort, hat nur sich, niemand anderes schaut nach ihr. Ich bin es, die für sie beten sollte, dabei bangt sie um mich. Womit verdienen die Menschen ihre Schicksale? Gibt es

überhaupt so etwas wie Schicksal? Oder ist das alles bloß eine Reihe willkürlich aufeinanderprallender Zufälle? Es dreht mir den Magen um – vor Angst, vor Schuldgefühlen, vor Ungewissheit. Vielleicht auch wegen dieser unerträglichen Stille um mich herum. Ich schlucke die Magensäure hinunter. Mir ist übel.

Plötzlich habe ich das Gefühl, wieder klarer denken zu können, als meine Tochter an mich herantappt und mir einen dicken Kuss auf die Wange schmatzt. Sie fängt an, sich mit Klatschen zu beschäftigen, und brabbelt russische Reime aus dem Kindergarten in Grosny vor sich hin. Sie hat nicht so genau verstanden, wohin wir gereist sind, wie weit es von zu Hause ist und für wie lange wir weg sein werden. Deutschland oder »Girmani«, wie sie sagt, ist nur ein Wort, ein Ortsname, wie ein Nachbardorf, in dem man zu Besuch ist. Sie hat aber die Unruhe gespürt, die diese Reise begleitet hat, und sich irgendwie an sie angepasst. In der Stille der Wohnung, in der Nacht, die mir so vorkam, als würde sie nie enden, wurde mir erstmals klar – ohne meine Tochter hätte ich keine Kraft, das Ganze durchzumachen, keine Kraft und keinen Willen weiterzugehen, mich voranzutreiben, mich selbst aufzumuntern. Sie hat sich auf mich verlassen. Ich muss diesem Vertrauen gerecht werden.

Die Vorstellung, hier, an diesem fremden Ort, an dem niemand meine Sprache spricht, ohne erkennbare Perspektiven für ein Kleinkind sorgen zu müssen, überwältigt mich. Der Angstschweiß bricht aus. Nur schwer kann ich mich zurückhalten loszuweinen. Das ist deine Entscheidung, nicht ihre, sage ich mir wieder und wieder, du hast sie getroffen, du hast es ihr eingebracht, du darfst ihr nichts aufbürden.

Muss so mein Leben in Zukunft ausschauen? Würde ich immer damit kämpfen müssen, mein Leben einem Fremden

zu schulden, der so erbarmungsvoll war, mich doch nicht zu erschießen? Muss ich immer an sein Gesicht denken?

Gedankenverloren streichen meine Finger weiter mein Gesicht entlang, und dann gebe ich mir einen Ruck, stehe auf. Einfach so. Fürs Erste. Bleibe unschlüssig im Zimmer stehen, während meine Tochter mich zuerst beobachtet und dann anfängt draufloszuquasseln: »Warum ist es draußen schon so dunkel? Ist die Sonne böse mit uns?« Und dann kommt es. Ob die Wolken der Sonne eine Nachricht bringen würden, fragt sie mich. Verdutzt schaue ich sie an und erhalte daraufhin die Antwort: »Du hast doch im Flugzeug gesagt, die Wolken können von uns schöne Grüße nach Tschetschenien ausrichten! Glaubst du, das würden sie auch bei der Sonne tun? Ich mag keine Dunkelheit.«

Ich muss loslachen. Sie schaut mich triumphierend an, und wir lachen zusammen, während ich sie in meinen Armen wiege. »Warum nicht? Wenn du sie höflich fragst, werden sie schon die Sonne überreden.« Sie ist erleichtert und macht mich nach: »Warum nicht? Warum nicht?«

Ich schaue in die Küche und frage sie, die ihre höflichste Miene aufgesetzt hat, um Wolken anzusprechen, ob wir was essen wollen. Ich lotse sie in die Küche, und wir essen gemeinsam. Ich sitze hier nicht alleine. Meine Tochter ist bei mir. Wir sind in Sicherheit.

Ich verenge meine Augen und versuche durch Starren, die geheimnisvollen Buchstaben dazu zu bewegen, sich auf magische Weise für mich zu entziffern. Nur dieses eine Mal, damit ich weiß, ob die Substanz in der Verpackung, die ich prüfend in meiner Hand halte, Milch oder, Gott bewahre, irgendein Sojazeug ist. Klappt nicht, dafür kann ich mich beruhigen, Soja ist das sicher nicht, denn Soja würde wohl auch auf Deutsch so ähnlich wie

auf Tschetschenisch oder Russisch klingen. Ich nage weiter an meinen Lippen, haltbar oder frisch, frisch oder haltbar? Ich versuche mir selbst einzureden, dass das keine Rolle spielt. Besser als die frisch gemolkene Kuhmilch aus meiner Kindheit oder schlechter als das Pulverzeug, das wir »Troddenmilch« nannten und im Krieg mit Wasser aufrührten, kann es nicht sein.

Bereits seit drei Wochen gehe ich in meinem neuen Zuhause aus und ein. Mit dem Einkaufen klappt es immer besser. Nur manchmal tun sich Überraschungen auf. Fiese Rabatte, die ich mit einbezogen habe, die aber nur für Mitgliedskarten gültig sind, Preise, die ich den falschen Dingen zugeordnet habe, und die verschiedensten Sorten von Kartoffeln, die ich nicht so recht einordnen kann, weil ich überhaupt nicht verstehe, warum man von diesen Knollen für jedes Gericht eine eigene Sorte züchten musste.

Ich manövriere meinen Einkaufswagen routiniert durch die Gänge. Auf den frisch gewischten Fliesen schmatzen meine flachen Sohlen, über die sich meine Schwestern schon zur Genüge lustig gemacht haben. In Tschetschenien trägt eine junge Frau ausschließlich Stöckelschuhe, es sei denn, sie tickt nicht richtig und treibt sich, wie ich es getan habe, von einem zerbombten Ort zum anderen. Hier ist alles so sauber. Das macht mich fast verrückt. Ich sollte so nicht reagieren, aber es fühlt sich alles so falsch an, unrealistisch. Vor Wochen habe ich noch in Trümmern gesteckt, und jetzt? Jetzt stecke ich in einer Traumwelt fest und kann sie nicht einmal genießen. Irgendwie bin ich immer noch nicht da, irgendwie stecke ich noch in Tschetschenien. Aber an Tschetschenien zu denken schmerzt. Es fühlt sich an, als würde ich an einen Sterbenden denken, und ich kann nichts dagegen tun, dass der Tod meine Heimat holt.

Immer wieder habe ich meine Schwester vor Augen. Sie hatte gespürt, dass etwas um mich herum nicht stimmte. Sie kannte

nur die halbe Wahrheit, die ihr sagte, dass eine Schlinge sich um mich zusammenzog, dass ich wegmusste, dass ich dort nicht mehr bleiben konnte. An einem Morgen, einem meiner letzten Morgen in Tschetschenien, begleitete sie mich zur Haltestelle, nachdem ich die Nacht im Elternhaus verbracht hatte. Meine Tochter hatte ich zurückgelassen. Ich wollte nach Grosny fahren, um, wie so oft, über eine »Säuberung« der russischen Soldaten zu recherchieren. Wir schwiegen beide auf dem plötzlich zu lang gewordenen Weg zur Haltestelle. Als der Bus endlich kam, fing sie an zu reden, fieberhaft, mit vor Aufregung schluchzender Stimme.

»Ich weiß«, sagte sie, »dass du in Gefahr bist, ich weiß, dass du es auch weißt. Ich flehe dich an, geh weg von hier, geh irgendwohin, nach Moskau, nach Europa, nach China, egal wohin, du musst hier weg, du kannst das Kind bei mir lassen, sie werden ihr nichts antun, du weißt, ich werde gut für sie sorgen, aber du musst weg, ich flehe dich an ...«

Der Busfahrer schaute durch die offene Tür. Er wollte wissen, ob ich endlich einsteige. Ich schwieg. Was hätte ich ihr antworten können? Ich hatte Angst, meinen Mund aufzumachen, um nicht in Tränen auszubrechen. Ich stieg schweigend in den Bus.

Ein Kloß verdickt sich in meinem Hals, und ich bin gezwungen, meine schwitzenden Finger an meinem Rock abzuwischen. Ich arbeite mich am Etikett der Kohlköpfe voran. Die Buchstaben wollen sich mir noch immer nicht erschließen. Meine Tochter ist bester Laune. Sie legt alles in den Einkaufswagen, was glänzend und raschelnd verpackt ist. Gestern war sie den ersten Tag im Kindergarten. Sie hat sich an mich geklammert und mich nicht mehr loslassen wollen. Mit Mühe habe ich sie dazu bringen können, endlich am Tisch Platz zu nehmen, wo die anderen Kleinkinder anfangen, von ihren belegten Brötchen

aufzusehen. Sie hasste es, von allen Seiten angestarrt zu werden. Auch in Tschetschenien hatte sie den Kindergarten besucht, solange dieser seine Türen öffnete. Ein paar Tage nur, bis die Bomben anfangen, auf Grosny zu fallen, und Soldaten die Straßen gesperrten, um die Häuser zu durchsuchen und zu plündern.

Noch warte ich auf das »Warum?« meiner Tochter. Ich weiß, dass diese Frage kommen wird. Und ich weiß nicht, was ich ihr antworten werde.

Neben mir atmet mein Kind gleichmäßig ein und aus und schüttelt von Zeit zu Zeit ihre Decke ab. Es ist gegen vier Uhr morgens. Ich bemühe mich immer wieder, ihr die Decke aufzuzwingen, ohne sie zu wecken. Ich selber bin vor etwa einer Stunde hektisch aufgewacht – zur gleichen Stunde, in der sie in Tschetschenien ihren Rundgang anfangen durch ausgewählte Häuser und Wohnungen, um Leute zu holen, zur gleichen Stunde, in der jeder wusste, jetzt bloß nicht einschlafen, dich bloß nicht schlafend erwischen lassen, sondern am besten in Klamotten, mit dem Pass greifbar in der Tasche, irgendwo in den eigenen vier Wänden hocken, und wenn der Schlaf dich doch einholt, dann am besten im Sitzen, auf dem Sessel, auf dem Stuhl, am Boden oder am Tische, egal, Hauptsache, nicht entspannen, bereit sein, wissen, dass sie wahrscheinlich heute um deine Seele kommen.

Ich hatte geträumt, eine Hand hätte nach mir gegriffen, und ich spürte meinen kalten Schweiß herunterrinnen. *Selber schuld*, denke ich mir. Unter meinen Fingerkuppen spüre ich das durchgeschwitzte Bettlaken. *Nein, bin ich nicht!*, sträube ich mich im nächsten Moment dagegen und denke an die Nacht in einer ähnlichen Dunkelheit zurück. Männerstimmen, die auf Tschetschenisch Parolen grölen, schimpfen, lachen, sich in

meiner Wohnung umschauen und, nachdem sie den Kleiderschrank oder das, was von ihm geblieben ist, genauestens untersucht haben, miteinander scherzen und kichern. Diese Stimmen klingen in meinen Ohren wieder und wieder, sie haben sich dort eingenistet, ich kann sie nicht wegscheuchen.

Panik breitet sich in mir aus. Angst – das widerlichste und heimtückischste aller menschlichen Gefühle. Sie kommt schnell, geht aber nicht so schnell weg, wenn du sie einmal an dich heranlässt. Mein Vater sagte einmal, dass es in Ordnung sei, Angst zu haben, nur dumme Menschen hätten keine Angst. Man darf die Angst nur nicht verbreiten, sonst wird sie zur Seuche und beginnt ihr Gift zu entfalten. Das, was ich damals verspürte, war Todesangst. Und ich behielt sie für mich.

Ich sollte mich eigentlich schon an den Tod gewöhnt, mich irgendwie mit ihm abgefunden haben. Längst sollte ich wissen, dass alles, was mit dem Tod zu tun hat, in Wirklichkeit schlimmer ist als der Tod selbst. Wenn du stirbst, ist alles für dich vorbei, und wenn du Glück hast, dann passiert es schnell, innerhalb von wenigen Sekunden. Schlimmer ist es, auf den Tod zu warten, während der Verwesungsgeruch über die Ruinen um dich herum aufsteigt, ihn zu hören, wenn Putins Kampffjets im Himmel über dir ihre Runden drehen, immer zu zweit, immer in eleganten Pirouetten in der Luft kreisend, als wollten sie uns zum Abschied einen Kunstgenuss schenken. Den Tod zu hören, wenn die Bomben fallen, in der Ferne, aber gleichzeitig ganz nah, weil du deinen Sinnen nicht mehr trauen kannst. Schlimmer ist es, den Tod zu schmecken, wenn du am Verhungern bist und das stinkende Wasser mit etwas Mehl vermischt, mit Staub, Sand und weiß Gott noch was. Und es ist schlimmer, den Tod dein Leben und deinen Charakter bestimmen zu lassen, so dass nur noch eines von dir übrig bleibt: der Drang zu leben. Ich hasste es, so sehr leben zu wollen, er war mir beinahe peinlich,

dieser Wunsch, wenigstens kurz, für ein paar Wochen oder Monate irgendwo leben zu können, wo ich in einem schönen seidenen Nachthemd zu Bett gehen und morgens in aller Ruhe einen Tee trinken könnte. Es war irgendwie beschämend, in Zeiten der totalen Apokalypse sich nach etwas so Spießigem zu sehnen.

Ich hätte es lassen können, ich hätte mich nicht länger einmischen müssen, hätte längst weggehen können. Aber auch zu gehen war irgendwie beschämend, wegzugehen aus einem Land, das so viele verlassen wollten, die das aber nicht konnten, weil keiner sie erwartete, keiner sie haben wollte, keiner ihnen Zuflucht und Erbarmen schenken wollte.

Nun liege ich hier. Immer noch ist die Todesangst da, die es bis nach Deutschland mit mir geschafft hat, die mich nicht loslassen will, nicht einmal hier, wo keiner mich nachts holen wird. Sie hat sich schon in mir eingenistet, diese Angst, auch wenn ich sie für mich behielt, damit sie die anderen nicht vergiftet. Die Stimmen der Männer, die meinen Kleiderschrank durchwühlen, die Gestalten in khakifarbenen Uniformen, die ohrenbetäubenden Geräusche der niederfallenden Bomben. Sie werden nur noch lebendiger hier in meiner kleinen Geborgenheit.

Originalbeitrag in Deutsch